

ihre Früchte trägt, keine Nachahmung. Vielleicht muß man sich damit abfinden, daß die deutsche Rasse diesen Uebergang vom Naturalismus zum Stil nicht allein und führerlos zu finden vermag. Zeigt sich doch selbst bei dem unbestritten größten deutschen Bildhauer, bei Adolf Hildebrandt, das Archaisierende, und schließlich auch bei Max Klinger. Da ist es jedenfalls ein Fortschritt, wenn an die gute Tradition angeknüpft wird.

Was der secessionistischen Plastik einen besonderen Charakter gibt, ist die gute Beherrschung des Materials. Es ist vielleicht das wichtigste, daß hier die Bildhauer wieder anfangen, selbst in Stein zu arbeiten und in Bronze zu gießen. Beinahe alles ist gleich im Stil des Materials gedacht, die charakterlose Thonkneterei fast ganz überwunden.

Als das bedeutendste Werk erscheint mir das Grabdenkmal eines Cardinals von Balthasar Schmitt in Muschelfalk und rötlichem, gefleckten Marmor. Das hält den Vergleich mit jedem alten Meister aus, ohne daß es nachahmt. Daneben sind schöne Bronzen von Palm und Kaufmann zu erwähnen.

Eine gleichlaufende Bewegung vollzieht sich in Berlin. Nur fehlt es hier, da man sich größere Aufgaben stellt, noch an reifen Leistungen. Aber auch in München ist es die jüngere Generation, die diesen Weg geht. Keiner von diesen hat ein Lebenswerk aufzuweisen, steht als fertige Persönlichkeit da. So ist es gerechter, keinen Namen zu nennen; ohne daß ihr Schaffen schlechter ist, würden sie hier neben den belgischen Meistern eine schlechte Figur machen.

Berlin.

Fritz Stahl.

## Eine Dichterschule.

In jenen Literaturperioden, in denen sich die Phantasieproducte immer mehr künstlerischen Forderungen verschließen, tauchen regelmäßig Vorschläge der verschiedensten Natur auf, um künstlich durch eine Züchtung Künstler zu erzeugen, und bei diesen Bestrebungen wird dann fast immer das verbrauchte, aber dennoch richtige römische Wort *poeta nascitur, non fit!* vergessen. In einem solchen Stadium der künstlerischen Unproductivität, wo nur dem gewöhnlichsten Lesebedürfnisse des Massenpublicums Rechnung getragen wird, befindet sich jetzt die englische Literatur. Der Quantität der abgesetzten Romane nach käme statistisch England an eine der ersten Stellen. Vielleicht noch vor Frankreich, jedenfalls aber weit vor Deutschland. Und ich glaube auch, daß nirgends schriftstellerische Arbeit materiell so gut bezahlt wird, wie in England und vor allem in Amerika. Aber diese materielle Entlohnung der schriftstellerischen Arbeiten steht gerade im Gegensatz zur, wenn ich so sagen darf, idealen Wertschätzung. Wenn man nämlich von künstlerischen Gesichtspunkten ausgehen wollte, um eine Literatur in England zu suchen, da, glaube ich, wird man zur traurigen Erkenntnis kommen, daß nur wenige Bestrebungen zur Schaffung einer wirklichen Literatur, geschweige denn eine solche selbst, vorhanden sind. Und von diesen Erwägungen dürfte auch jene Dame geleitet worden sein, die in einem der letzten Hefte der „New Century Review“ einen Vorschlag machte, wie neue Dichter heranzubilden seien. Mrs. C. T. Meade beantragt die Gründung einer Dichterschule. Es ist die Bezeichnung Dichterschule aber nicht so gemeint, wie man in der Literaturgeschichte von Dichterschulen hört — Mrs. Meade proponiert eine Unterrichtsanstalt für „Dichter und solche, die es werden wollen.“

Die erste Frage ist da nun natürlich, was und zu welchem Zweck gelehrt werden soll. Mrs. Meade will, daß erfahrene, d. h. also erfolgreiche Schriftsteller in Kursen jungen Leuten zeigen, was dem Geschmack des Publicums entspricht; wie man also Bücher schreibt, die gekauft werden. Es sollen also schriftstellerische Handwerker herangezogen werden. Der Schriftsteller soll, wie dies in England und auch bei uns die Regel ist, dem Publicum nur das sagen, was es hören will. Ganz unvermittelt kommt dann ein zweites Argument. Wenn es Malerschulen selbst für die modernsten und eigenartigsten Künstler gibt, weshalb soll eine school of fiction keine Bezeichnung haben? In der Aneinanderreihung dieser beiden Voraussetzungen, aus denen heraus die englische Schriftstellerin die Nützlichkeit einer Dichterschule schließt, liegt meines Erachtens auch schon die Möglichkeit, die beiden Haupttriebfedern der englischen Literaturentwicklung zu erkennen.

Die Schriftstellerei ist in England vor allem Geschäft und wäre sie nichts als das, so könnte man mit gutem Gewissen abschließen und erst dann literarische Untersuchungen neu aufnehmen, wenn durch eine bedeutende Persönlichkeit die große Menge der Durchschnittsschriftsteller aus den Geleisen der Gewöhnlichkeit herausgerissen wird und so neues, auch für unser literarisches Verlangen Befriedigendes entsteht. Nun kommt aber zu dieser, ich möchte sagen, ökonomischen Triebfeder eine zweite. Der neue Factor scheint mir von der Oppositionspartei herzukommen. Man hört zu wenig vom englischen Geistesleben, um zu sagen, ob diese Opposition sich wie bei uns als die Partei der Jugend fühlt; aber es hat den Anschein, als wäre es so. Diese Leute also wollen Kunst und nicht Handwerk. Und deshalb das zweite Argument, das Gleichnis mit der Malerschule. Es will

befagen: der Dichter muß, um zu wirken, vor allem die Technik des Schaffens beherrschen und das wird er, wie der Maler, in einer praktischen Schule am besten erlernen. Auf Grund der hier gesammelten Kenntnisse könne er dann aus seiner Persönlichkeit heraus Eigenartiges hervorbringen.

Diese Argumente und diese Pläne hatte Mrs. Meade für eine school of fiction.

Meine Stellung zu einer solchen Schule war gleich gegeben. Hätte man mich gefragt, ob sie im gewöhnlichen, ersten Sinne „von Vortheil“ sein werde, so hätte ich mit „Ja“ geantwortet, hätte man von mir wissen wollen, ob man sie gründen solle, dann hätte ich entschieden: Nein! gesagt. Denn ich meine: sie wird manchen schlechten Schriftsteller zu einem mittelmäßigen machen, das Talent eines Begabten aber fast nie zur Entfaltung kommen lassen. Und ich identifiziere mein Programm in dieser Hinsicht mit Robert Barr, einem englischen Schriftsteller, der letzthin sagte: Sein Plan für eine bessere Gestaltung der Literatur sei: A Project for the Painless Extinction of the Average Novelist — ein Project zur schmerzlosen Vertilgung der Durchschnittsschriftsteller. Und er führt noch andere Argumente gegen Mrs. Meades Plan an. Er fragt: „Wer soll Lehrer sein?“ Man könne selbst gut schaffen und dennoch den Bestrebungen Fremder gegenüber unkritisch sein, und viele Kritiker wüßten nur anzugeben, was schlecht sei und nicht, wie es besser gemacht werden könne. Und er spricht da eine Ansicht aus, die auch die meine ist, indem er sagt: „The creative faculty and the critical faculty are rarely found in the one person.“ Auch andere Autoren stimmen ihm zu. Arthur Morison, ein vielversprechender englischer Naturalist, hält das Project für absolut lächerlich; die einzige Schriftstellerschule, deren Nutzen er zugibt, sei die Selbstbildung nach guten Modellen. Aber es bleibt doch charakteristisch für die literarischen Zustände Englands, daß eine ernsthafte Zeitschrift überhaupt ein solches Project anregen konnte.

W. Fred.

## Die Erziehung zur Ehe.

(„Die Lore“, Planderei in einem Act von Otto Erich Hartleben; „Die Erziehung zur Ehe“, Satire in drei Acten von Otto Erich Hartleben. Zum ersten Mal ausgeführt im Deutschen Volkstheater am 11. September 1897.)

Als voriges Jahr die „sittliche Forderung“ bei uns gespielt wurde, habe ich Otto Erich Hartleben, unseren dicken Freund, in seiner fidelem Dreifaltigkeit gezeigt: wie er, ein ewiger Student, der feinste Artist, den heute die Deutschen haben, und immer Bohème, nach seiner Laune durch das Leben geht und bei einem guten Glas Wein, oder es darf auch Salvator sein, dem curiosen Thun der Menschen zuschaut. Curios, das ist es: curios kommt ihm das Menschliche vor, als ob er in einem fremden Lande wäre. Er sieht den Leuten zu, was sie treiben, er hört an, was sie sagen, und es scheint ihm nicht zu stimmen. Er wird aber deswegen gar nicht böse, er denkt sich: hier ist es halt so! Er lobt nicht, er schimpft nicht, das darf doch der Fremde nicht. Es geht ihn ja schließlich nichts an. Er ist mit allen Leuten höflich, sie machen ihm großen Spaß und manchmal kann er sich nicht helfen und muß einen fragen: „Finden Sie nicht selbst, daß Sie riesig komisch sind?“ Der schaut dann und wenn er dumm ist, wird er wild, aber unser Otto Erich merkt es gar nicht. Wie Nettige, salzt er sich die Menschen ein; da schmeckt ihm das Trinken noch besser. Und dabei scheint der brave Becher gar nicht zu wissen, daß er so, ganz im Stillen, ein Soldat der deutschen Kultur geworden ist.

In der That, ich habe das jetzt wieder empfunden, bei seiner „Lore“ und der „Erziehung zur Ehe“. Das sind zwei köstliche Sachen, wie edle Dolche oder schöne Becher, so klar, elegant und rein. Man hat gesagt, sie seien nicht dramatisch. Gewiß sind sie das im alten Sinne nicht. Dann wollen wir uns eben einmal undramatisch unterhalten. Früher hat es immer geheißt: „Das können halt nur die Franzosen!“ Da ist jetzt ein Deutscher, der es auch kann. Sollen wir nicht stolz auf ihn sein? Man darf seine Sachen wirklich mit den galanten Spielen von Marivaux oder Crebillon vergleichen, sie stehen ihnen an Witz und Grazie nicht nach. Aber sie sind doch noch mehr. Das scheinen die Leute gar nicht zu spüren und vielleicht spürt er es selber noch nicht. Indem er sich bloß amüßeren will, übt er ein Amt aus. Er weiß es wahrscheinlich noch gar nicht, aber er hat eine Mission. Wenn das Wort nicht so verrufen wäre, würde ich ihn einen Moralisten nennen. Er ist der Moralist, den die Deutschen brauchen. Er verrichtet das moralische Geschäft, das erst gethan sein muß. Dann können sie vielleicht doch noch zu einer Kultur kommen.

In Deutschland wird jetzt viel von Kultur gesprochen. Die paar besseren Leute klagen, daß sie in der Wildnis leben, sie scheinen darunter zu leiden und im Ernste nach Kultur zu trachten. Man redet hin und her, man hofft, man wünscht. Aber was ist denn Kultur? Was meinen denn die armen Menschen, die nach ihr streben? Was heißt denn das, daß sie nicht mehr in der Wildnis leben wollen? Sie sollten lieber sagen: sie wollen nicht mehr in der Lüge leben, das ist es. In den guten Zeiten der Menschheit darf der Mensch so sein, wie er gern sein möchte. Das Gesetz und sein gesunder Instinct gebieten daselbe. Wenn die Gesetze aber die Instincte der gefunden Menschen verneinen, dann ist es eine schlechte Zeit der Menschheit.